

Sámuel Teleki und Ludwig Höhnel in Ostafrika: Analyse eines Reiseberichtes

Das Reisen unter ungarischen Adeligen und Gelehrten folgte im 17. und 18. Jahrhundert traditionell dem Modell der Bildungsreise, der Kavalierstour. Begüterte und weniger begüterte Interessierte machten sich auf den Weg in Teile Europas, die ihnen bislang fremd gewesen waren, und die aus verschiedenen Gründen bis zum 19. Jahrhundert stetig an Attraktivität zunahmen: entweder durch das verlockende Angebot an Universitäten und Fortbildungsinstitutionen, an denen es im Königreich Ungarn mangelte, oder aber wegen der wichtigen Kontakte, die adelige Sprösslinge mit ausländischen Höfen knüpften, die mitunter dort sogar wertvolle Kenntnisse auf dem Gebiet der Hofhaltung und politischen Führung in der Praxis erlernten. Im 19. Jahrhundert erfolgte ein Bruch mit dieser Tradition. Europa war auch den Ungarn allmählich zu eng geworden, es galt, im Zuge der nunmehr populären, oft im Rahmen der Kolonialisierung der Welt getätigten Reisen den Anschluss zu finden.

Graf Sámuel Teleki ist der ungarischen Forschung wenig bekannt, und wenn, dann vor allem aus Beschreibungen seiner Reise nach Afrika, die als Abenteuergeschichten gleich für ein junges Lesepublikum aufbereitet wurden. Mit den Schriften Telekis, seinem Nachlass und auch dem Reisebericht, der nach dem Ende des afrikanischen Abenteuers in Wien erschien, befasste sich die ungarische Forschung bisher wenig. Diese Reisen nach Ostafrika und deren Niederschrift in Form eines Reiseberichtes sind der eigentliche Untersuchungsgegenstand dieses Beitrages

Sámuel Teleki, 1845 geboren, stammte aus einer hoch angesehenen, politisch einflussreichen ungarischen Adelsfamilie und verbrachte die ersten Jahrzehnte seines Lebens auf seinen Gütern in Siebenbürgen (im heutigen Rumänien). 1881 zog er ins ungarische Parlament ein. Er wurde Mitglied der Magnatentafel des ungarischen Oberhauses.

Telekis Familie besaß riesige Güter in Siebenbürgen und der Graf selbst verbrachte einen Teil seiner Zeit dort mit der Bärenjagd. Einer seiner Jagdfreunde war Erzherzog Rudolf von Habsburg, der Teleki häufig auf seinem Gut besuchte und ihm bei der Jagd Gesellschaft leistete.

Als Teleki den Plan fasste, mit einer Expedition nach Afrika zu reisen, so tat er dies in erster Linie als Jäger. Er war an Großwild interessiert. Erzherzog Rudolf, selbst den Naturwissenschaften und dem Reisen zugetan, unterstützte den Plan und stellte den Kontakt zwischen dem Grafen und dem Marineleutnant Ludwig von Höhnel her. Er schlug den beiden Männern vor, die Expedition doch gemeinsam anzutreten.

Auch für Ludwig von Höhnel war dies die erste Afrika-Reise. Er hatte die Marineakademie in Rijeka (damals Fiume) besucht und trat 1887 in den Rang eines Linienschiffsleutnants. Er wurde zum geographischen Leiter der ersten Afrika-Expedition Telekis ernannt und sollte für die Infrastruktur, das Personal und die Festlegung der Reiseroute verantwortlich sein.

Höhnel reiste übrigens in der Folge in den 90er Jahren ein zweites Mal nach Afrika, nicht mehr mit Teleki, sondern mit dem Amerikaner William Astor Chanler,¹ der ihn auf eine Expedition in das heutige Gebiet Kenias einlud. Später unternahm er als Flügeladjutant Kaiser Franz Josephs I. große Schiffsreisen nach Abessinien, Australien und Polynesien. Höhnel starb 1942 hochbetagt in Wien.

1887 brachen die beiden Männer von Zanzibar aus auf, bald schon erreichten sie den Fuß des Kilimandscharo, setzten ihre Route zum Baringosee im heutigen Kenia fort und entdeckten im Norden einen neuen See, dem sie den Namen *Kronprinz-Rudolph-See* gaben. Ein zweites, kleineres Gewässer taufte sie nach der Erzherzogin *Stephaniesee*. (Kronprinz Rudolph, der sich

¹ Siehe dazu: Franz KOTRBA, *William Astor Chanler (1867–1934) und Ludwig von Höhnel (1857–1942) und Afrika*, Wien, 2008, Diplomarbeit; William Astor CHANLER, *Through Jungle and Desert: Travels in Eastern Africa*, New York, Macmillan & Co., 1896; Ludwig von HÖHNEL, *The Lake Rudolf Region: Its Discovery and Subsequent Exploration, 1888–1909*, Part I, *Journal of the Royal African Society*, Vol. 37, No. 146, (1938), 21–45. <<http://www.jstor.org/stable/717477>>

1889 in Mayerling das Leben nehmen sollte, hatte 1881 die Tochter des belgischen Königs Leopold II., Stephanie geheiratet.) Beide Seen befinden sich an der Grenze zwischen dem heutigen Kenia und Äthiopien. 1888 gelangte die Expedition nach Mombasa und von dort zurück zu ihrem Ausgangspunkt Zanzibar. Unterwegs hatte Teleki unter anderem versucht, den Kilimandscharo zu besteigen, scheiterte aber an der Höhe und den klimatischen Bedingungen.

1895 besuchte Teleki Afrika ein zweites Mal, versuchte erneut, den Kilimandscharo zu bezwingen, war allerdings auch diesmal nicht erfolgreich. Teleki verbrachte die Jahre bis zu seinem Tod 1916 auf seinen Gütern in Siebenbürgen, es zog ihn kein drittes Mal nach Afrika.

Vom Ablauf der ersten Ostafrika-Reise wissen wir aus umfangreichen Aufzeichnungen, die Ludwig von Höhnel verfasst hatte. Auch Teleki zeichnete seine Eindrücke der Expedition auf, allerdings in einem Tagebuch, das leider im Original derzeit nicht zur Verfügung steht. Es gibt Hinweise darauf, dass es sich in der Bibliothek der Michigan State University befindet.² Bekannt ist mir eine maschineschriebene Kopie des Tagebuches, das im Geographischen Museum in Erd, Ungarn liegt. Das Manuskript ist lückenhaft und kann im Augenblick nur als Vergleichsfolie zu den gedruckten Reisebeschreibungen herangezogen werden.³ Telekis aus Afrika geschriebene Briefe an den Kronprinzen Rudolf sind ebenfalls erhalten.

Ich beziehe mich in diesem Beitrag in erster Linie auf Höhnels an die 800 Seiten umfassende Schilderung der Reise, die er mit dem Grafen Teleki in der Zeit von 1887 bis 1888 durchgeführt hatte und die den Titel *Zum Rudolph-See und Stephanie-See: Die Forschungsreise des Grafen Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika 1887–1888 geschildert von seinem Begleiter Ludwig Ritter von Höhnel, k.u.k. Linienschiff-Lieutenant*⁴ trägt. Das Werk erschien 1892 und wurde in der Folge auch ins Ungarische und Englische übersetzt.⁵

Reisen als Exploration

Das Reisen bot im 19. Jahrhundert die einzige Möglichkeit, mit fremden Kulturen in nahen Kontakt zu treten, Mensch und Natur kennen zu lernen, aber auch, um politische Machtsphären auszuweiten. Reiseberichte der vorliegenden Art dienten einerseits der reinen Dokumentation – zum Beispiel aus ethnologischer, zoologischer, botanischer, geologischer Sicht –, aber auch der Repräsentation. Sie führen dem Publikum die politischen und ökonomischen Bedingungen vor, die im gegenständlichen Fall die Reise überhaupt erst ermöglichten und bedingten. Sie sind Teil eines kolonialen Diskurses, dessen Konstruktion des Fremden immer ideologisch ist. Der Hintergrund, vor dem diese Texte im 19. Jahrhundert entstanden sind, ist ein imperialer, der die ökonomische Ausbeutung ganzer Staaten und Individuen abbildet. Es geht um koloniale Begegnungen, die grundsätzlich meist weit entfernte Welten betreffen, und die Texte, die aus diesen Begegnungen entstehen, geben „hermeneutische Prozesse wieder, Prozesse des Verstehens oder auch des Nichtverstehens von Kultur(en), die nicht nur deren Verfasser bei der Reise und

² Michigan State University, Library, Special Collections: The diaries of count Samuel Teleki/East African diaries, in Hungarian, 1886–95; with English translations, 1961–1965.

³ *Teleki Sámuel afrikai naplójának gépelt másolata*. 177 számozott oldal. Folder 1 és 2 [Maschineschriebene Abschrift von des Grafen Teleki afrikanischem Tagebuch, 177 Seiten, Folder 1 und 2]. Das Manuskript ist nicht nur hinsichtlich der vorhandenen Seiten unvollständig, auch die Abschrift ist mangelhaft und unkorrigiert. Textteile und einzelne Wörter fehlen.

⁴ Ludwig von HÖHNEL, *Zum Rudolph-See und Stephanie-See: Die Forschungsreise des Grafen Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika 1887–1888*, geschildert von seinem Begleiter Ludwig Ritter von HÖHNEL, k.u.k. Linienschiff-Lieutenant, mit 179 Original-Illustrationen und zwei Karten in reichem Farbdruck, Wien, Hölder 1892.

<<https://ia801406.us.archive.org/18/items/zumrudolphseeun00telegoog/zumrudolphseeun00telegoog.pdf>> [eingesehen am 8.11.2015]. Zudem publizierte Höhnel eine Kartensammlung über die bereisten Gebiete: Ludwig von HÖHNEL, *Bergprofil Sammlung während Graf S. Teleki's Afrika Expedition 1887–88 aufgenommen von Linienschiffsleutenant*, Wien, 1890. (Als Manuscript gedruckt im K. u. K. Milit. Geogr. Institute.)

⁵ Die englische Version der Reisebeschreibung trägt den Titel: *Discovery of Lakes Rudolf and Stefanie: A Narrative of Count Samuel Teleki's Exploring Hunting Expedition in Eastern Equatorial Africa in 1887 & 1889 by his companion Lieut. Ludwig von Höhnel*, transl. by Nancy BELL, London, Longmans, 1894. Die ungarische Version online: *Teleki Sámuel gróf felfedező útja Kelet-Afrika egyenlítői vidékein 1887–1888-ban* <<http://mek.oszk.hu/04900/04915/html/>> [eingesehen am 12.11.2015].

später bei der Berichterstattung durchlaufen, sondern auch ihre Leser bei der Lektüre.”⁶ Bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts konnten die Literaturwissenschaft, aber auch die historischen Wissenschaften, die Soziologie und Anthropologie mit Texten dieser Art kaum etwas anfangen. Das Genre der Reisebeschreibung und gar der Dokumentation schien vom ästhetischen Gesichtspunkt her zu weit entfernt zu sein von den Ansprüchen, die die philologische Forschungen an literarische Texte stellten, und zu fiktiv für Wissenschaftsbereiche, die sich gerne auf empirisch belegbares Material stützten. Erst im Zuge der kultursemiotischen Wende hielt auch diese Textsorte Einzug in den Kanon der berücksichtigungswerten Werke. Dabei tat sich eine Vielfalt an neuen Perspektiven auf. Reisebeschreibungen bieten die Möglichkeit der Analyse von Identität, Alterität und Hybridität, sie bieten auch die Möglichkeit, die Frage zu stellen, wie die Differenz zwischen Zentrum und Peripherie im Text verhandelt wird. Höhnels Reisebericht und Telekis Tagebücher bieten für Analysen dieser Art reichlich Stoff.

Das koloniale Afrika des späten 19. Jahrhunderts

Die Lektüre von Höhnels Reisebericht führt uns in das koloniale Ostafrika des späten 19. Jahrhunderts, zeitlich gesehen in die Jahre knapp nach der berühmt-berüchtigten Berlin-Konferenz (1885), auf der sich Europa an Afrika gleichsam selbstbediente. Die Grenzen der Einflussphären wurden auf dem Reißbrett gezogen. Tansania, die Vereinigung von Tanganyika und Zanzibar gab es damals noch nicht, das Gebiet hieß auf der Landkarte Deutsch-Ostafrika,⁷ die Insel Zanzibar wurde durch den Sultan von Oman regiert und das heutige Kenia von den Briten kontrolliert. Es trug damals den Namen Britisch-Ostafrika. Der Sultan von Zanzibar kontrollierte zudem einen beträchtlichen Teil der ostafrikanischen Küste, Mombasa und Dar Es Salaam mit einbezogen, sowie bedeutende inländische Handelsrouten. Den europäischen Mächten war dieser Einfluss des Sultans ein Dorn im Auge. Er wurde von Bismarck gezwungen, den Vertrag von 1885 anzuerkennen, der Küstenstreifen, der den Zugang zu den Häfen von Dar es Salaam und Pangani bedeutet, wurde von den Briten in Pacht genommen. Der im Grunde genommen enteignete Landstrich wurde zum „Schutzgebiet“ der Kolonialisten.

Die afrikanischen Kolonien waren für die europäischen Machthaber in ökonomischer Hinsicht äußerst wertvoll. Gewürze, Elfenbein, Kautschuk und Menschen waren die begehrtesten Exportwaren aus Afrika. Der Hafen von Malindi auf Zanzibar war im Laufe des 19. Jahrhunderts der bedeutendste Umschlagplatz für den Handel mit afrikanischen Sklaven geworden. Jährlich wurden im Schnitt 50.000 Sklaven von diesem Punkt aus vor allem nach Asien verschifft. Einer der bekanntesten Akteure auf diesem Gebiet war Tippu Tip, ein arabischer Sklavenhändler, der mit großen Expeditionen in den afrikanischen Kontinent vordrang, Kinder und Männer ganzer Dörfer aufkaufte und die Gefangenen auch noch dazu benutzte, das erjagte Elfenbein, sein zweites Handelsgut, an die Küste zu schleppen. Tippu betrieb zudem auf Zanzibar Gewürzplantagen und soll allein dort an die 10.000 Sklaven beschäftigt haben. Tippu Tip übrigens wurde seinerzeit von dem Afrikareisenden und Entdecker Henry Morton Stanley hoch geschätzt. Stanley hatte sogar vorgeschlagen, Tippu Tip zum Gouverneur des *Stanley Falls Districts* im Kongo zu machen, ein Amt, das dieser gerne annahm (1887).⁸

Neben den versklavten Afrikanern war Elfenbein das zweite begehrte *Handelsgut* der Kolonialherren, die sich durch dessen Export hohe Renditen auf ihre Investitionen erhoffen konnten. Ende des 19. Jahrhunderts war der gesamte afrikanische Handel mit Elfenbein fest in europäischer Hand. Erinnert sei dabei an die Handelspolitik des in seiner Kolonie extrem grausam vorgehenden Königs Leopold II. von Belgien, des Vaters von Erzherzogin Stephanie. Er bereicherte sich nicht nur durch Sklaven- und Elfenbeinhandel, sondern auch durch den

⁶ Barbara KORTE, *Der englische Reisebericht: Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996.

⁷ Eine in der Zeit von 1885 bis 1918 bestehende Kolonie, die die Länder Tansania, Burundi, Ruanda und einen Teil Mozambiques umfasste – die doppelte Fläche des damaligen Deutschen Reiches.

⁸ Siehe zum afrikanischen Sklavenhandel z.B. Egon FLAIG, *Weltgeschichte der Sklaverei*, München, Beck, 2009.

Abbau und die Vermarktung von Kautschuk. Bekannt wurde seine Bestrafungspolitik der abgehackten Hände: zapfte und lieferte ein Sklave nicht genügend Kautschuk von den Bäumen, wurde ihm zur Strafe eine Hand abgehackt. Laut einer modernen Hochrechnung hat König Leopold II. im Kongo auf gnadenlose Weise Werte von 700 Millionen Euro erbeutet. Er selbst hat dabei niemals seinen Fuß in dieses Land gesetzt. Soviel stichwortartig zum politischen Hintergrund, vor dem sich die Afrikareise Telekis und Höhnels abspielte. Die beiden hatten davon allerdings wenig bemerkt, zumindest nichts, das sie in ihrem Bericht dokumentieren hätten wollen.

Höhnel war 1787 nach Zanzibar, dem Ausgangspunkt der Expedition aufgebrochen, kam dort einige Wochen vor dem Grafen Sámuel Teleki an, um sich vor Ort ein Bild zu machen und vor allem, um die spätere Karawane, bestehend aus Zanzibaris, Somalis und Festlandbewohnern, noch vor der Ankunft seines Gefährten zusammenzustellen. 283 Träger sollte er in der Folge rekrutieren. Seine erste Begegnung mit Zanzibar beschrieb er folgenderweise:

„Zu viele Forschungsreisende haben bereits die Insel Sansibar zum Gegenstande mehr oder minder begeisterter Schilderungen gemacht, als daß auch ich mich dazu versucht oder nur berechtigt fühlen könnte. Mich wenigstens mutheten sowohl die beiden Sultanspaläste mit dem daranschließenden, dem Verfall nahe Fort, als auch die diesem gegenüberliegenden Zollschuppen mit ihren bunt durcheinanderwogenden Schaaren fremdländischer Typen wie alte Bekannte an; ebenso das lebensvolle Getriebe des Marktplatzes mit seinen reichen Lagern tropischer Früchte, das geschäftige, winkelige Inderviertel und schließlich auch Ngambu, die Negervorstadt. Da schritten ja, vor uns, neben uns, die oftbeschriebenen, in lange, schneeig weiße Hemden gekleideten, schwarzen Dandies und auch manch' schelmisches Bibi⁹ – ein lebend gewordenes Traumgebilde – lachte uns schalkhaft entgegen.“¹⁰

Der erste Eindruck Höhnels war nicht anders als erwartet: alles auf Zanzibar mutet ihm zunächst idyllisch an, die Stadt, der Hafen, die Gastfreundschaft, das Aussehen der Einheimischen, offenbar vor allem die muslimischen Glaubens, all das schien dem zu entsprechen, was er schon zuvor gelesen, über die Insel schon gewusst hatte. Es hätte so schön sein können, wären da nur nicht jene störenden, notorisch lauten Einwohner von dunkler Hautfarbe gewesen:

„Eines der vielen Fahrzeuge, welche sofort herangekommen waren, brachte Herr Dehnhardt und mich an den nahen Strand, von wo uns eine Schaar dienstfertiger Neger entgegengestürzt kam, um uns unter viel unnöthigem Geschrei aufs Trockene zu tragen; dann konnten wir, geleitet von einer gaffenden Menge farbiger Müßiggänger, uns auf den Weg zum „Hotel Criterion“ machen.“¹¹

Es überrascht den Leser nicht, dass ein Reisebericht des 19. Jahrhunderts rassistische Vorurteile vermittelt, ja geradezu beispielhaft veranschaulicht, wie bestehende Stereotype von Afrikanern traditionell von Reisenden genährt worden waren. Höhnel betrat 1887 zwar erstmals afrikanischen Boden, doch hatte er sich vorher schon eine feste Idee über seine zukünftige Erfahrung, untermauert durch Reiseberichte, Dokumente, Erfahrungsberichte zurechtgelegt: ablehnende, verurteilende Projektionen des Afrikaners, die er in der Folge auch nicht revidieren sollte. Die Attribuierungen, die Höhnel für „die Afrikaner“ bereit hält, ziehen sich nicht nur durch seinen Text. Es sind allgemeine Observanzen, die wir in der Literatur der Kolonialisten zu Hauf finden: die angebliche „Faulheit, Illoyalität, Gier“, das „Nutznießertum“ der Kolonialisierten, die das Glück und die Chance haben, durch das Zusammentreffen mit Zivilisierten doch noch den rechten Weg zu finden. Höhnel beschreibt beispielsweise einen

⁹ Bedeutet „Frau oder Mädchen“ [Fußnote im Original].

¹⁰ HÖHNEL, *Zum Rudolph-See* (wie Anm. 4), 4.

¹¹ Ebenda, 3.

jungen Teilnehmer der Expedition, Maktubu, einen „Nyassa-Sclaven“, der keinen Rang in der Karawane einnahm, der ihm aber von früheren Expeditionsleitern empfohlen worden war. Er beschreibt ihn als „ausgezeichnet verwendbar, entschlossen“, aber auch als „gewalttätig“.¹² Teleki wusste den Jungen erfolgreich zu zähmen:

„Maktubu erwies sich in der That Anfangs als wilder, unbändiger Geselle, eine wahre Tigernatur, wenn seinem Willen entgegengetreten wurde; er fand jedoch in Teleki seinen Mann. Und einmal seiner Herr geworden, schätzten wir uns glücklich, ihn in unseren Diensten zu haben, denn er wog alle anderen Anführer zusammen auf. Von ungewöhnlicher Körperkraft und unverwüstlicher Ausdauer, dabei energisch, verlässlich und findig, war er als Gehorsamster der Gehorsamen immer bereit einzutreten, wo es galt – der Erste bei der Arbeit, der Letzte, der zur Ruhe ging.[...] Die übrigen Anführer [...] waren [...] keinen Schuß Pulver werth.“¹³

Maktubu steht hier stellvertretend für all die gar nicht bis unterbezahlten, körperlich häufig misshandelten, mitunter im Zuge von missglückten Ausbruchversuchen getöteten, auf jeden Fall aber ausgebeuteten und menschlich gedemütigten späteren Träger der Karawane. Sie mussten erst zurechtgebogen werden: paternalistische Heroik, ein stets Haltung bewahrender Europäer, das waren die Vorbilder, die Höhnel der einheimischen Bevölkerung entgegenhielt. Gefordert wurde zivilisiertes, dienstfertiges Verhalten, Gehorsam in allen Lebensbereichen. Höhnel demonstrierte hier das, was unter „gesunder“ Erziehung zu einem „gesunden Arbeitsethos“ zu verstehen war, Ziele, die mitunter nur durch schwere Disziplinierung und Züchtigung zu erreichen waren. Die Legitimität der Verwertung schwarzer Arbeitskraft durch die Europäer, der ungehinderte Zugriff auf Menschen, der Entzug ihrer Freiheit wurde an keinem Punkt des Reiseberichtes hinterfragt. Er schien natürlich. Zu dieser exekutierten Herabwürdigung gesellte sich die konsequente Infantilisierung der Einheimischen, die diesen autoritären Zugriff auch rechtfertigte, diente er doch letzten Endes dem Wohl des gesamten Volkes.

Höhnel verstand sich aber auch auf ein anderes Register der Selbst- und Fremddarstellung: das der freundlich-jovialen Kooperation. Es gibt in der Reisebeschreibung auch einen ganz anders wahrgenommenen Afrikaner, jenen, auf den Höhnel und Teleki während ihrer Expedition intellektuell angewiesen sind, jenen, der den Weg durch das unbekannte Territorium weisen, die Karawane anführen und die Träger disziplinieren kann und muss: den kundigen Logistiker.

Sie finden ihn in zwei erfahrenen ostafrikanischen Expeditionsleitern, in den beiden durch europäische Reisende empfohlenen und von internationalen Expeditionen gefragten Elfenbeinhändlern Jumbe Kimemeta und Qualla Idris. Kimemeta leitete die Teleki'sche Expedition, war aber gleichzeitig als Elfenbeinhändler in eigener ökonomischer Mission, mit eigenen Trägern unterwegs. Das Honorar, das Höhnel Kimemeta für seine Expertise bezahlte, belief sich immerhin auf 2000 Dollar.

Und „schwarz“ war für Höhnel auch nicht gleich „schwarz“. Er wusste ethnisch zu differenzieren. Da gab es einerseits die gemeinen „Afrikaner“, die „Bantu-Neger“ des Südens und ihnen gegenüber das Volk der Massai im Norden, das als gefürchtetes, schlaues, traditionsbewusstes Kriegervolk und vor allem als beinharte Händler beschrieben wurde. Die Massai stellten sich den durch ihr Gebiet ziehenden Karawanen, den unerwünschten Eindringlingen trotz ungleicher Bewaffnung in den Weg und forderten ihre Rechte ein. Dieses Selbstbewusstsein verlieh ihnen Macht auch über die Kolonialisten. Das nötige Grundwissen über dieses Volk hatte sich Höhnel bei Joseph Thomson und dessen Werk *Through Masailand* angelesen.¹⁴ Höhnel bewunderte vor allem deren Eloquenz und Haltung:

¹² Ebenda, 35.

¹³ Ebenda, 36.

¹⁴ Joseph THOMSON, *Through Masailand: a journey of exploration among the snowclad volcanic mountains and strange tribes of eastern equatorial Africa: Being the narrative of the Royal Geographical Society's Expedition to mount Kenia and lake Victoria Nyanza, 1883–1884*, London, 1887. (Das Buch war mehrfach aufgelegt worden.)

„Reden hören und Reden halten, scheint für die Masai nächst dem Viehraub das höchste Vergnügen zu sein, das sie kennen; darin aber sind sie in der That geborene Meister. Sie verstehen es mit vollendeter Dialektik ihre Angelegenheiten zu vertheidigen, wenn auch ihre Logik auf ganz eigenartigen, meist einseitigen Voraussetzungen fußt.“¹⁵

Die Ankunft der Karawane im *Masai-Land* wurde durch Freudentänze und Gesänge der Massai begrüßt.

„Die Masai – sie nennen sich Otmasai – sind der interessanteste und gleichzeitig mächtigste Volksstamm unserer Forschungsreise. Selbst dem Laien müssen die hervorstechenden Unterschiede auffallen, zwischen diesem Volke und den südlicher wohnenden Negerstämmen. In der That haben wir es mit einer verschiedenen Negerrasse zu thun. Während die südlichen Völker zur großen Bantufamilie gehören, bilden die Masai das südlichste Glied der weiter nach Norden reichenden, nilotischen Völkergruppe. Diese ragt wie ein Keil mitten zwischen die Bantustämme hinein; [...] Die Masai halten fest an ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen und haben sich ihre Ursprünglichkeit zu bewahren gewußt, in dem sie die Mischungen mit anderen Völkern nicht eintreten lassen. In ihrer äußerlichen Erscheinung haben sie wenig vom Negertypus.“¹⁶

Höhnel konstruiert hier eine ihm sympathische kulturelle Einheit. Die Massai als Kollektiv zeichnet vor allem ist ihr „Anderssein“ aus, begründet durch ihren Mut, ihre attraktiven Körper, ihre Besinnung auf traditionelle Werte, und nicht zuletzt ihr politisches Verhandlungsgeschick, das sie in der europäischen Wahrnehmung von anderen afrikanischen Völkern unterscheidet. Sie waren zu klug, um sich nur mit einer Handvoll Glasperlen abfertigen zu lassen, sie diktierten die Regeln des Viehhandels und wurden deshalb in Ruhe gelassen. Teleki schreibt über sie in seinem Tagebuch: „Jó barátságos félénk nép sokkal magasabb faj mint a többi fekete, szófogadó mindennel meg van elégedve, az asszonyok csinosak a férfiak jól vannak növe és szerény magaviseletük.“¹⁷

Die in den afrikanischen Kontinent vordringenden Karawanen und somit auch Höhnel und Teleki waren auf Frieden mit den Ethnien, auf die sie trafen, mit ihren Führern und Sultanen angewiesen, zogen sie doch durch ihre Gebiete, mussten auf ihrem Land kampieren, und durch den Handel mit ihnen den Bedarf an Versorgungsgütern wie Obst, Gemüse und einen Großteil des Fleisches, aber auch der Lasttiere decken. Diese Oberhäupter, durch europäische Reisende wie durch die Sklavenkarawanen häufig korumpiert und zu Kollaborateuren gemacht, werden bei Höhnel – sofern es sich nicht um die Massai handelte – als bedauernswerte Kreaturen, die man zwar mit Stoffen, billigen Uhren und wertlosem Schnickschnack abspeisen konnte, die ihre Macht allerdings dennoch schamlos ausnützten, beschrieben. Das geschilderte Verhalten unterscheidet sich für uns natürlich durch nichts von dem der europäischen Vorbilder. Sultan Sembodja, einen für seine Dienste mit Alkohol und nutzlosen, wertlosen Waren, Nippes europäischer Provenienz abgespeisten Führer aus der Siedlung Masinde, der Hauptstadt Usambaras, erleben wir in der Beschreibung als lächerlichen, infantilen Dummkopf und Säufer:

„Zeitlich am nächsten Morgen – ich war eben im Begriffe aufzustehen – erschien Sembodja [...] im Lager, diesmal mit einem Turban auf dem Kopfe, einem färbigen Tuche um die Lenden und mit einer blauen, mit den verschiedenartigsten Knöpfen besetzten Jacke bekleidet. Um den Hals trug er [...] die Uhr, welche ich ihm

¹⁵ HÖHNEL, *Zum Rudolph-See* (wie Anm. 4), 142.

¹⁶ Ebenda, 262–264.

¹⁷ „Ein Volk, das uns wohlgesonnen ist, eine viel höhere Rasse als alle anderen Schwarzen, genügsam, die Frauen sind hübsch, die Männer gut gebaut und bescheiden im Verhalten.“ (TELEKI, *Tagebuch* (wie Anm. 3), 41, dt. A. Seidler.)

geschenkt hatte, in einem Knopfloch steckte ein Suppenschöpflöffel wie eine Rosenknospe, und aus den Taschen seiner Jacke guckten die Hälse etlicher leerer Flaschen heraus.”¹⁸

An anderer Stelle kam es zur Begegnung mit Sultan Sedenga vom Stamm der Waruvu in Nkarama. In der Hoffnung auf gute Geschäfte und Gastgeschenke bot er der Karawane dienstfertig an, in der Nähe seines Dorfes zu lagern. Teleki aber zog weiter zur Residenz des imperialen Beamten Brasche. Tags darauf tauchte Sultan Sedenga dennoch auf und erwartete Gastgeschenke von den europäischen Durchreisenden. Die angebotenen Stoffe und Kopfbedeckungen lehnte er als unwürdig für einen Sultan erbost ab. Er war später aber bereit, nach Erhalt von beträchtlichen Tauschwaren und barem Geld abzuziehen und zeigte nun auch den Willen, sich mit der ‚Gesellschaft‘ und Brasche als deren Stellvertreter zu versöhnen. Sedenga und Sembodja werden hier zum unberechenbaren kolonisierten Subjekt „– halb fügsam, halb widerspenstig, aber nie vertrauenswürdig – schafft es für die Zielrichtung der kolonialen kulturellen Autorität ein unlösbares Problem kultureller Differenz”, schreibt Bhabha über diese Protagonisten des Kolonialgefüges.¹⁹ Sie sind bemüht, dem Kolonialherren so ähnlich wie nur möglich zu werden, ein Prozess, der selbst ganz im Sinne des Kolonialisten liegt. Die Kolonisierten sollen dabei aber nicht vollkommen europäisiert werden, sie sollen nur europäische Werte zu schätzen lernen. Dieser Akt der Nachahmung ist aber gleichzeitig ein nicht unbedeutender Machtfaktor, den die Beherrschten in der Hand haben, denn der Kolonialist kann sich nie sicher sein, die wahre Absicht des Kolonisierten erkannt zu haben: ist sein Handeln Ausdruck der Unterwürfigkeit oder bloß Maskerade? Menschen wie Sedenga und Sembodja brachten jedenfalls zuweilen Instabilität in die hegemoniale Struktur der kolonialen Macht.

Großwildjagd

Die Wanderung durch den Kontinent, die Begegnung mit fremden Ethnien und das geschickte Ausloten des gesellschaftlichen Umgangs mit den Afrikanern beruhte für Höhnel und Teleki auf zwei Zielen, der Großwildjagd und dem Stillen der Entdecker- und Sammellust. Die ursprüngliche Motivation, die den Grafen Teleki nach Afrika geführt hatte, war die Großwildjagd. Die Tiere Afrikas – exotisch und scheinbar im Überfluss vorhanden – stellten für den europäischen Jäger, dessen wildeste Beute vermutlich der in Siebenbürgen beheimatete Braunbär gewesen war, eine Herausforderung dar. Anders als durch die Einheimischen, die einst mit Pfeil und Bogen jagten, wurden die Tiere Afrikas durch die europäischen Großwildjäger mit modernen Jagdwaffen erlegt – Waffen, die sie übrigens auch den afrikanischen Expeditionsteilnehmern ihres Vertrauens überließen.

„Die enge Assoziation des Tötens von Tieren mit Männlichkeit und politischer Autorität deckte sich mit europäischen Auffassungen von Jagd und Herrschaft und bildete den kulturellen Resonanzraum für die Inszenierung des europäischen Jägers. Erfolgreiche Elefantenjäger genossen in afrikanischen Gesellschaften hohes gesellschaftliches Ansehen,”

schreibt Bernhard Gissibl über den grenzenlosen Jagdtrieb europäischer Kolonialherren.²⁰ Die Kolonialismusforschungen des letzten Jahrzehnts räumen auch dem kolonisierten Tier Platz in der Kritik an den Herrschaftsbeziehungen in Afrika ein, ausgehend von der These, dass die einstige Landnahme nicht nur die Nutzbarmachung menschlicher Lebewesen, sondern der Bodenschätze, der Flora aber auch der Fauna beinhaltete. „Der koloniale Herrschaftsanspruch

¹⁸ HÖHNEL, *Zum Rudolph-See* (wie Anm. 4), 78.

¹⁹ Homi BHABHA, *Die Verortung der Kultur*, Tübingen, Stauffenburg, 2000, 51.

²⁰ Bernhard GISSIBL, *Das kolonisierte Tier: Zur Ökologie der Kontaktzonen des deutschen Kolonialismus*, Werkstatt Geschichte, 56(2010), 16 <http://www.werkstattgeschichte.de/werkstatt_site/archiv/WG56_007-028_GISSIBL_TIER.pdf> [eingesehen am 8.11.2015].

realisierte sich auch über die Körper von Tieren; tierisches Handeln forderte menschliches Handeln heraus und war an der Schaffung von für den Kolonialismus als Herrschaftssystem konstitutiven sozialen und kulturellen Realitäten beteiligt“ argumentiert Gissibl seine Analysen zum Jagdbedürfnis der Kolonialisten.²¹ Er spricht von globaler Ausrottung und beispiellosen Massakern an Großwild im Gefolge der europäischen Expansion in Afrika. Dieses Gemetzel ging einher mit dem Willen, dieser sinnlosen Jagd ein Ende zu bereiten und Großwild zu domestizieren, also für den Menschen nutzbar zu machen und so den Wert des kolonialisierten Territoriums noch zu steigern. Diesen Versuchen waren Experimente in Indien vorangegangen, Elefanten abzurichten und als Arbeitstiere einzusetzen, war man doch infrastrukturell in der Zeit kolonialer Erschließung auf Lastenträger – bisher Menschen und Esel – angewiesen. Menschliche Trägerkarawanen waren allerdings teuer, sie mussten gepflegt werden und verfügten trotz „guter Haltung“ (Höhnel) eben nur über mäßige Kraftkapazitäten. Die Zähmungsdiskussion hatte also auch den Zweck, die massive Ausrottung der Tiere zu stoppen, wurden doch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts jährlich an die 65.000 Elefanten allein wegen ihres Elfenbeins getötet. Der materielle Ertrag der Elefantenjagd war eine der wichtigsten Finanzressourcen der kolonialen Herrschaft. Die Jagd war einerseits Symbol der Landnahme, sie diente aber andererseits auch der Ernährung, der zoologischen Forschung und vor allem dem Zeitvertreib gelangweilter Kolonialbürokraten.²² Mit der reichen Beute, die Teleki und Höhnel einfuhren, versorgten die Expeditionsleiter natürlich auch die Karawane. Das Fleisch unzähliger erlegter Elefanten wurde von den Afrikanern jedoch nicht sehr geschätzt und nur in äußerster Not verspeist. „Die große Menge Elephantenfleisch kam leider nicht der Gesamtheit unserer Leute zu Gute, weil selbes von allen [...] verschmäht wird. Am wenigsten wäherische erwiesen sich in dieser Hinsicht unsere Wasanguleute; diese kannten keinen Ekel und aßen selbst schon halb verfaultes Fleisch.“²³ Elefanten schoss die Expedition ohnehin nicht wegen des Nährwertes, sondern wegen des wertvollen Elfenbeins tot. „Die weiblichen Elfenbeinzähne sind im Handel weit geschätzter als die männlichen, weil sie aus weicherem, elastischerem Stoffe bestehen und sich zum kostbarsten Elfenbeinerzeugniß, den Billardballen, am besten eignen. Eine Frassilah = 17½ Kilogramm weibliches Elfenbein kostet in Sansibar [...] 110 bis 140 Dollars.“²⁴ Elfenbein – von den Afrikanern angeboten – wurde aber auch gegen Waren getauscht, wobei Messingdraht und Ukutaperlen als begehrteste Handelsgegenstände eingesetzt wurden.

Ein großer Teil der Tiere, auf die Teleki es abgesehen hatte, wurde nicht erlegt, sondern nur verwundet und dem Schicksal überlassen: angeschossene Elefanten, Nilpferde und Löwen wurden Opfer der eitlen Waffenschau und Jagdlust des europäischen Grafen. Die Aufzeichnungen Höhnels und Telekis zeugen von einer sich immer obsessiver entwickelnden Jagdleidenschaft:

„In der That tauchte bald, kaum zehn Schritte von meinem Standorte entfernt, der Riesenschädel eines Flußpferdes voll und ganz aus dem Wasser auf; mein Schuß aus dem 500 Expreß, mitten auf die Stirne gezielt, krachte und mit einem fürchterlichen Aufschrei stürzte das Thier, wohl tödtlich getroffen, rücklings über, wieder zurück in die Tiefe. Ich bekam es jedoch nicht wieder zu sehen.“²⁵

Höhnel und Teleki waren im Erlegen der Tiere nicht zimperlich. Die anfänglich fast liebevoll anmutende Beschreibung des Treibens einer Elefantenherde, Muttertiere und Junge samt einigen Bullen auf einer Lichtung, beendeten die beiden, denen die Beobachtung allein bald langweilig wurde, mit einem Blutbad.

²¹ Ebenda, 9.

²² Ebenda, 15.

²³ HÖHNEL, *Zum Rudolph-See* (wie Anm. 4), 564.

²⁴ Ebenda, 624.

²⁵ Ebenda, 68.

„Eine lange Weile hatten wir den Thieren in größter Spannung zugesehen, so daß wir es schließlich beinahe als Erlösung begrüßten, als uns der Aufbruch der Weibchen das Signal zur Eröffnung des Feuers gab. Auf unsere gleichzeitigen Schüsse hin war das vom Grafen Teleki aufs Korn genommene Thier gefallen – und ich der Länge nach auf den Boden hingestreckt; so hatte mir wieder einmal die Büchse mitgespielt, mit der ich einem der Elefantenbullen nach der Schläfe gefeuert hatte. [...] Wir glaubten das Thier im Verenden begriffen und traten nun ganz nahe an dasselbe heran, um seinen Tod zu beobachten. So standen wir volle zehn Minuten an seiner Seite und überlegten, ob wir ihm noch einen Gnadenschuß geben sollten, da der zuckende Körper noch immer einiges Leben verrieth, als der Elephant so plötzlich, [...] vor uns wieder auf den Beinen stand. Selbstverständlich krachten in demselben Augenblicke auch unsere beiden Gewehre Kaliber 8. Graf Teleki's Schuß fuhr in den Leib, meiner in den Hinterfuß, doch all' Das schien den Elephanten nicht im geringsten zu geniren. Mitten zwischen uns drehte er sich um, schritt langsam den Hang zum Bache hinab [...] Nach kurzer Zeit schon blieb er stehen. Augenscheinlich war durch das Gehen der durchschossene Fußknochen gebrochen, und nun erst streckte ihn Graf Teleki durch einen nahen Schläfenschuß vollends nieder.“²⁶

Am Ende der Beschreibung gibt Höhnel eine Summe der erlegten Tiere an, darunter allein 99 Nashörner. – Die verletzten und gnadenlos ihrem Schicksal überlassenen werden zahlenmäßig nicht erfasst.

Der Band enthält reichlich Bildmaterial, zum Teil Stiche aber auch Fotografien, die Höhnel und Teleki selbst angefertigt hatten. Wenige Expeditionen hatten bis dahin richtiges Fotomaterial aus Afrika geliefert, teils weil die Rahmenbedingungen für die Fotografie schwierig waren: die nötige Statik der Motive – sowohl der Menschen als auch der Tiere – war nicht gegeben, teils weil das Material zudem unter den extremen klimatischen Bedingungen der Tropen litt.

„Auch photographirt mußte werden und natürlich ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten; denn sobald sich der Apparat nur von Weitem zeigte, stob auch die dichteste Menge Eingeborener auseinander. Es blieb schließlich nur der eine Weg übrig, den Apparat auf irgend einen häufig betretenen Punkt einzustellen, bereit zu machen und nun geduldig zu warten. Der Ort wurde von den Eingeborenen dann wohl längere Zeit ängstlich gemieden, doch vergaßen sie mit der Zeit darauf und konnten durch Momentaufnahmen überrascht werden. Häufig jedoch war der Apparat in der Zwischenzeit verschoben worden oder waren die Platten zu lange dem Sonnenbrande ausgesetzt gewesen und hatten dadurch gelitten; viele dieser Aufnahmen erwiesen sich daher nachträglich als unbrauchbar.“²⁷

Die beiden fotografierten vor allem sich selbst, Menschen, ihre Zelte, die Expeditionsteilnehmer bei der Arbeit. Die Begegnungen mit Tieren und Jagdszenen sind häufig durch Stiche illustriert. Der vorliegende Band enthält eine Vielzahl von Stichen, die laut Legende den Fotografien nachempfunden worden waren. Das Zusammenspiel von Bild und Text sorgt in der Reisebeschreibung grundsätzlich für zusätzliche Dramatisierung und Authentisierung der geschilderten Situation. Die Fotografien Höhnels und Telekis über die Expedition sind jedenfalls sehr frühe, wertvolle Dokumente in der Geschichte der ungarischen Fotografie.

²⁶ Ebenda, 567f.

²⁷ Ebenda, 114.

Am Ziel

Teleki und Höhnel brauchten mit ihrer Gefolgschaft ein volles Jahr, bis sie schließlich an ihrem Bestimmungsort, an den beiden Seen im Norden des heutigen Kenia ankamen. Dankbarkeit und Loyalität ergriff sie, als sie das Ziel ihrer Forschungsreise erblickten und bis zur Huldigung des Kronprinzen und seiner Gemahlin war es nur noch ein kleiner Schritt. Die Seen nach ihnen zu benennen war das Geringste, das ihnen die beiden Entdecker schuldig waren:

„In dem Augenblicke hatten wir alle Gefahren und alle Mühsal vergessen, [...] und waren einzig von der stolzen Freude beherrscht, unsere Forschungsreise von Erfolg gekrönt zu sehen. Getragen von diesem Gefühle, und von dankbarer Erinnerung erfüllt an das huldvolle Interesse, mit welchem weiland Seine kaiserliche und königliche Hoheit, Erzherzog Kronprinz Rudolph unserer Expedition von allem Anfange an zur Seite gestanden hatte, gab Graf Teleki dem See vor uns, der glanzvollen Perle in dem wunderbaren Landschaftsbilde [...] den Namen *Rudolph-See*.“²⁸

Am 24. Oktober 1888 erreichte die Karawane nach einem flotten Rückmarsch letztlich wieder die ostafrikanische Küste, brach von dort nach Zanzibar auf und erreichten am Neujahrstag 1889 schließlich per Schiff den Golf von Aden. Im Reisegepäck führten Teleki und Höhnel zahllose Seiten an persönlichen Aufzeichnungen des Erlebten mit, ebenso Erinnerungsstücke an ihre Zeit in Ostafrika sowie unzählige Jagdtrophäen. Die Sammlung zierte zunächst die Wände der Teleki'schen Güter in Siebenbürgen und verlor sich im Trubel der Geschichte des 20. Jahrhunderts.²⁹

²⁸ Ebenda, 581.

²⁹ Ein ähnlicher Text zu Teleki erscheint 2016 in der Festschrift für Norbert Bachleitner: *Zurück in die Zukunft – Digitale Medien, historische Buchforschung und andere komparatistische Felder*, Hrsg. Julia DANIELCZYK, Murray G. HALL, Christine HERMANN, Sandra VLASTA, Wiesbaden, Harrassowitz, 2016.